

Frits de Lange

Dieselben Dinge, ganz anders gesehen
Die Erfahrung der Gefangenschaft in Dietrich Bonhoeffers
Briefen und Fragmenten aus Tegel

Die Zellentür, die am 5. April 1943 hinter Dietrich Bonhoeffer ins Schloß fällt, schneidet ihn jäh ab von dem bürgerlichen Milieu, das im Widerstand aufs neue zum Leben erweckt und Teil seines Lebens geworden war. Die enge stinkende Zelle statt des geräumigen hellen Salons daheim, der mit Verzweiflungsschiffen beschmierte Beton statt der mit Büchern und Bildern bedeckten Wand in der Marienburger Allee, das Gebrüll der Wachhabenden und das Eisengeklirr von Ketten und Schlössern statt der Kammermusik und der Konversation, wie sie in der Familie gepflegt wurde – in Tegel und Grunewald stoßen zur selben Zeit zwei Welten aufeinander und geraten miteinander in Streit, der fürs erste entschieden zu sein scheint – gegenüber so viel Brutalität besaß das empfindsame Bürgerliche offenbar keine Chance mehr.

74 Der Traum des konservativen Widerstands war ausgeträumt, mit der Verhaftung seiner Köpfe (neben Dietrich Bonhoeffer gerieten erst Hans von Dohnanyi, später auch sein Bruder Klaus sowie sein Schwager Rüdiger Schleicher in Gefangenschaft) schien die Aussicht auf eine Realisierung seiner Nachkriegsideen auf ein Minimum reduziert, um nach dem mißglückten Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 vollends zunichte zu werden. Von denen abgesehen, die gemeinhin Deutschland und Europa gegolten hatten, betraf dies auch Dietrich Bonhoeffers eigenen Traum: er hatte sich am 17. Januar 1943 mit der 18jährigen Maria von Wedemeyer verlobt, aus pommerischem Landadel stammend, mit dem er während seines Aufenthalts in Finkenwalde in nähere Beziehungen gekommen war. Mit ihr schien Bonhoeffer sich auf ein bürgerliches Dasein einstellen zu wollen, in dem er (so wird er aus der Zelle schreiben) sowohl seine „Ethik“ zu vollenden als auch ein Kind zu haben wünschte. Seine Haft bedeutete demnach in jeder Hinsicht eine Gefährdung der bürgerlichen Zukunft, die Bonhoeffer vor Augen stand.

2
6 Doch dies nicht allein; auch im Blick auf seine bürgerliche Vergangenheit und (gewiß für einen, der so wie Bonhoeffer in seiner Tradition wurzelte) Gegenwart hatte er das Nachsehen. Die Verhaftung und die Gefangenschaft kamen einer Unterminierung seiner Identität gleich, die – und das merkte er jetzt um so stärker – in die Bindung an seine Familie eingebettet war. Am 30. November 1943 schreibt er aus der Zelle an Bethge: „Der Wunsch, alles durch sich selbst sein zu wollen, ist ein falscher Stolz. Auch was man anderen verdankt, gehört eben zu einem und ist ein Stück des eigenen Lebens. (...) Man ist eben mit dem, was man selber ist und was man empfängt, ein Ganzes.“³ Je schärfer und endgültiger die Gefangenschaft den Bruch mit seinem Milieu vollführt, desto mehr wird sich Bonhoeffer seiner Abhängigkeit von ihr bewußt.

Das beweisen die Briefe, die er aus seiner Zelle an seine Eltern, seine Braut und (etwas später, dank einem hilfsbereiten Wachhabenden, der sie an der Zensur vorbei nach draußen schmuggelt) an Eberhard Bethge schreibt. Das beweisen ebenso das Dramen- und das Romanfragment, an denen Bonhoeffer während des ersten halben Jahres seiner Haft arbeitet. Beides, Briefe wie Fragmente aus Tegel, gebietet Respekt; schon im Blick auf Form und Umfang zeugen sie von starker Selbstdisziplin und geistiger Energie, die selbst bei körperlicher und psychischer Belastung nicht

erlahmten. „In solchen Zeiten erweist es sich eigentlich erst, was es bedeutet, eine Vergangenheit und ein inneres Erbe zu besitzen, das von dem Wandel der Zeiten und Zufälle unabhängig ist. Das Bewußtsein, von einer geistigen Überlieferung, die durch Jahrhunderte reicht, getragen zu sein, gibt einem allen vorübergehenden Bedrängnissen gegenüber das sichere Gefühl der Geborgenheit“, schreibt der Sohn am 17. Dezember 1943, auf seine „Kraftreserven“ verweisend, an seinen Vater und seine Mutter, die ihn einige Monate zuvor hatte wissen lassen, daß sie stolz auf ihre Kinder sei, „wie sie sich mit Würde und Anstand in so unbeschreiblicher Lage halten“ (3. Oktober 1943).

Bonhoeffer zehrt von seiner Tradition. Nicht allein, daß er an einem strengen, disziplinierten Tagesrhythmus festhält, den er sich in seiner Zelle auferlegt (um 6 Uhr aufstehen, Turnübungen und mit eiskaltem Wasser waschen zu Beginn), auch in seinem Tageslauf orientiert er sich an seiner Vergangenheit: Denken, Lesen, Schreiben – er bleibt bei dem, was er immer getan hat. „Von den 14 Stunden des Tages gehe ich etwa drei in der Zelle spazieren, viele Kilometer, außerdem ½ Stunde im Hof. Ich lese, lerne, arbeite“, schreibt Bonhoeffer einen Monat nach seiner Verhaftung an seine Eltern, die er beruhigt mit einem „Es geht mir gut und ich bin gesund“.

Doch zwischen den Zeilen der zensierten Post, in einer versteckten Bemerkung, ein paar eingefügten Worten (und später um so mehr in den geschmuggelten Briefen an Bethge) merkt man, wie sich Bonhoeffer zusammenreißen muß, um zu überleben; wie das Selbstmitleid, die Flucht in die Apathie und die physische Erschöpfung ihm zusetzen. Und irgendwo in einer einzelnen Notiz lesen wir: „Selbstmord, nicht aus Schuldbewußtsein, sondern weil ich im Grunde schon tot bin. Schlußstrich, Fazit.“

Auf eben diesen Zetteln sehen wir auch, wie intensiv Bonhoeffer sich in dieser Zeit mit seiner Vergangenheit beschäftigt, im Verlangen, sie unter dem gegenwärtigen Druck festzuhalten, wie die Verführung zum Rausch, zum Traum ihn bedroht, um ihm auf wohlfeile Art über die Trennung von allem, was ihm lieb ist, hinwegzuhelfen. Denn Bonhoeffer will überleben, auch als Bonhoeffer, als Gebildeter, als ein Mann, der das Menschliche in seiner Weite und Tiefe wahrnehmen möchte. Nach sieben Monaten Haft schreibt er hierzu: „Klar ist mir an dem ganzen Problem eigentlich nur, daß eine ‚Bildung‘, die in der Gefahr versagt, keine ist. Bildung muß der Gefahr und dem Tod gegenüberstehen können“ (23. Januar 1944). Mit dem Begriff des Gebildeten als „persönlich wirklich Intaktem“, als einem „Ganzen“, hält er sich selber in seinen Briefen ein Idealbild vor, ein im Gleichgewicht befindliches „Ich“, das im Außergewöhnlichen des Augenblicks bewußte Mitte seiner selbst und seines Lebens bleiben kann und selbst in der Gefangenschaft seine Freiheit zu behaupten vermag. Bonhoeffer benennt die Norm seiner Existenz, wenn er für den Christen wie für den „Gebildeten“ beiderseits gelten läßt, „er läßt sich weder aufspalten noch zerreißen; der gemeinsame Nenner muß (sich) sowohl gedanklich wie in der persönlich einheitlichen Lebenshaltung finden lassen“ (29./30. Januar 1944).

Doch dies sind wiederum Äußerungen aus der Zeit, in der Bonhoeffer das erste Ringen um seine Identität hinter sich gebracht hat und zu einem neuen Gleichgewicht gelangt zu sein scheint. Monate eines inneren Kampfes gingen dem voraus, von dem als äußeres Resultat Bonhoeffers literarische Versuche, ein Dramen- und ein Romanfragment, verblieben sind. Zu Bonhoeffers „Ich“ gehörte sein „Wir“, zu seiner Identität gehörte seine Tradition; das haben wir inzwischen begriffen. Die Haft zerschneidet rücksichtslos das Band, das ihn mit den Seinen verbindet. Die gemein-

sam erlebte Vergangenheit – das ist somit für Bonhoeffer das Thema in den ersten Monaten in Tegel, in denen er dies festzuhalten und nicht aus seinem Leben zu entgleiten zu lassen sucht. Festhalten bedeutet hier: sich selber im Griff haben. „Für mich ist diese Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, der Versuch, sie festzuhalten und wiederzugewinnen, vor allem die Furcht, sie zu verlieren, fast die tägliche Begleitmusik meines hiesigen Lebens“, schreibt er noch am 5. Juni 1944. Die Form, die Bonhoeffer diesem Bemühen gibt, ist viel direkter und persönlicher, als sie je in der „Ethik“ (in der die Vergangenheit eine zentrale Stelle einnahm) sein konnte. „Ich lebe mit meiner Lektüre ja jetzt ganz im 19. Jahrhundert“ schrieb er am 24. Juli 1943 an seine Eltern. „Gotthelf, Stifter, Immermann, Fontane, Keller habe ich in diesen Monaten mit neuer Bewunderung gelesen.“ Es sind die Autoren des sog. „bürgerlichen Realismus“, die von seinen Eltern geliebten Schriftsteller, die daheim die Bücherregale füllten. Autoren, die in ihrem 19. Jahrhundert inmitten einer dehumanisierenden Kultur mit ihrem literarischen Werk noch Inseln der Menschlichkeit schaffen, ein bißchen Goethe unter Bismarck am Leben erhalten wollten. Bonhoeffer vertieft sich in ihr Schrifttum, darin seinen Eltern gleich, in seiner Menschlichkeit ebenso bedroht wie jene Realisten.

Diese Lektüre – bei der namentlich Stifter und dessen „Witiko“ für ihn einer Entdeckung gleichkam – mag Bonhoeffer auf die Idee gebracht haben, die er am 18. November 1943 (nachdem er einen verloren gegangenen Aufsatz über das Zeitgefühl verfaßt hatte) Eberhard Bethge mitteilte: „...ich begann, die Geschichte einer bürgerlichen Familie unserer Zeit zu schreiben. All die unzähligen Gespräche, die wir beide in dieser Richtung geführt haben, und alles selbst Erlebte bildete dafür den Hintergrund, kurz eine Rehabilitierung des Bürgertums, wie wir es in unseren Familien kennen, und zwar vom Christlichen her.“ Bonhoeffer läßt sich auf ein literarisches Experiment ein, das, gleich wie man dessen künstlerischen Wert einschätzen mag, ihn dazu befähigt, sich selber seine eigene Vergangenheit neu zu schaffen, schwarz auf weiß ihr Entschwinden zu verhüten. „Da mischt sich naturgemäß viel Persönliches ein“, schreibt er seinen Eltern am 17. August 1943, und er deutet damit an, weshalb er diesmal die Kunst über die Wissenschaft, die freie Phantasie über die streng ausgerichtete Betrachtung als Medium wählt.

Das Drama, an dem er im Juni 1943 zu schreiben beginnt, jedoch im August beiseite legt, um neu bei einem Roman anzusetzen, versetzt uns in das Wohnzimmer eines Bürgerhauses. Zeit der Handlung: kurz nach dem Ersten Weltkrieg; Hauptpersonen: der 24jährige Christoph, verwundet von der Front heimgekehrt, seine Eltern, seine Braut Renate, sein Freund Ulrich, der Proletarier Heinrich und ein „Fremder“. Bis in die Details gibt sich uns Bonhoeffers eigenes Milieu skizzenhaft zu erkennen; doch setzt er andere Namen ein und versetzt die Szene in eine andere Zeit. Gewiß, um Abstand zu gewinnen, um objektivieren zu können, was ihm emotional unter die Haut ginge und ihn zu überwältigen droht.

In diesem Christoph durchlebt der 37jährige Bonhoeffer nun den Identitätskonflikt, den die Gefangenschaft bei ihm aufs neue ausgelöst hat; eine ebenso starke Bedrohung der bürgerlichen Geborgenheit, wie sie Bonhoeffer als zwölfjähriger Junge um 1918/19 (der Zeit, in der das Drama spielt) bereits erfahren hatte. Der Tod, der damals konkret in Gestalt des gefallenen Bruders seine Welt zum Einsturz brachte, ist jetzt Schauder erregend als Fremder in das Stück eingedrungen; er repräsentiert den Tod als schleichenden Verführer, der nach und nach die gesamte Kultur durchdringt und verzaubert, um sie mit ihrer Dekadenz in den Untergang zu führen. So-

wohl der Henker (der im Gefängnis vielleicht schon auf Bonhoeffer wartet) als auch die verführte dumme Menge draußen verbreiten die gleiche Todesverfallenheit einer sich selbst zum Tode verurteilten Welt. Christoph hört den Fremden sagen: „... die Bestrebungen der Massen nach Freiheit, Gleichberechtigung, Lebensgenuß und so weiter. Ich begrüße sie außerordentlich und fördere sie; ich interessiere mich für sie wie für jeden Prozeß der Auflösung und des Zerfalls. Die Menschen sind endlich verständig geworden; sie wollen nichts anderes als was ihnen sowieso bevorsteht, ihren Tod. Sie zerschlagen selbst die Ordnungen und Gesetze, die sie zwangsweise am Leben erhielten. (...) Ehe, Familie, Obrigkeit, Ordnung, Gesetz – das sind nur die Reste aus den barbarischen Zeiten, die trotzig am Leben hingen. Heute sterben die Menschen mit Genuß.“

So der ironisierende Tod, der die bürgerlichen Mandate, welche bis jetzt ihren festen Stand hatten, als ein Hindernis für seinen Sieg betrachtet. Christoph hingegen gibt sich in der Konfrontation mit den Massen nicht so schnell geschlagen; er tritt noch für das Bürgertum ein, dafür selbst zum Sterben bereit. Er ist einer der „Wenigen“ gegenüber den „Vielen“, den „Meisten“ (ein häufig benutzter Gegensatz für den Häftling Bonhoeffer, auch in seinen Briefen), er verkörpert eine Elite, die sich nicht mit dem Pöbel einem feigen Untergang anheimgeben will.

Dieses Elite-Motiv das wir bereits in der „Ethik“ kennengelernt haben, kommt im Drama noch stärker zur Geltung. Es ist, als ob Bonhoeffer den Abstand in dem Maße, in dem ihm die Menschen im Gefängnis näher rücken, um so mehr wahrnimmt; als ob er sein „Ich“ noch deutlicher profiliert, wenn er entschiedener denn zuvor betont: Ich bin nicht wie die anderen. „Es war schauerhaft, dich da unter dem Pöbel zu sehen“, sagt Christoph zu seinem Vater, der Zeuge war, als ein Kriegsversehrter beschimpft und verhöhnt wurde. Die Trennung zwischen denen „aus unserem Kreis“ und denen, die „anders denken als wir“, wird derart scharf vollzogen, daß er zwei „Menschenarten“ unterscheidet. Sie „unterscheiden sich dadurch, daß der Pöbel nur zu leben, die Edlen aber auch zu sterben verstünden“. „Freiheit sei immer nur ein Gut für die ganz wenigen, edlen, auserwählten“, sagt Christoph. Echter Adel erweist sich ihm zufolge in dem Opfer, das einer für diese „Freiheit“ zu bringen bereit ist, oder für eines der anderen großen heiligen Worte „Bruderschaft“ oder „Deutschland“ („Gleichheit“ gehört natürlich für diesen aristokratischen Bürger nicht dazu). Darin unterscheidet sich der Einzelne von der gemeinen Masse, für die Christoph nur Verachtung übrig hat. Ulrich, der einen Vorstoß unternimmt, auf seinen Freund in dessen elitärem Wahn mäßigend einzuwirken, wobei dieser gar von zwei „Menschenarten“ spricht, gelingt es nicht, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Jedoch wird Christophs Elitedenken im Drama selbst Einhalt geboten. Die Isolierung, in der er sich mit solch extremer Einstellung befindet, während Ulrich und Renate ihn allein lassen (sie wissen schließlich nicht mehr, wen sie vor sich haben), deutet dies schon an. Doch gänzlich an seine Grenzen gerät Christoph in seinem Dialog mit Heinrich, dem Vertreter des Proletariats, dem regelrechten Außenseiter. „... zu dem Fremden könnte ich schon sprechen, doch zu Renate, zu Ulrich, zu den Eltern – es ist unmöglich. Ich muß allein durch“, hören wir ihn in einem entscheidenden Moment sagen. Christophs „Ich“ (und so auch das von Bonhoeffer) nimmt bewußt Abstand vom kollektiven „Wir“, hinter dem es sich versteckte und womit es sich selber aufbaute, und sucht den völlig „anderen“. „Verdammte Monologe! Ich gehe zu dem Fremden“, sagt Christoph, und damit vollzieht sich im Drama eine Wende, die von blinder Selbstbestätigung zu offener Begegnung hinführt, zum anderen Menschen,

wie er ist. Das Stück endet vorzeitig, **der Dialog** zwischen Heinrich – eingeführt als „der Fremde, der die Wahrheit sagt“ – und Christoph, der im Gespräch die Oberhand behält, worauf Heinrich eine gewisse Eifersucht nicht zu unterdrücken vermag, **bricht unvermittelt ab. In einer Sackgasse? Oder auf ein offenes Ende zu?**

Bonhoeffer gibt auf diese Frage keine Antwort; er wendet sich einem Roman zu. In dessen hat das Drama seine Funktion erfüllt: **Bonhoeffer ist dem Menschen wieder nahegekommen**, der ihm zehn Jahre lang fast völlig aus seinem Blickfeld entchwunden war, dem jedoch zu Beginn der 30er Jahre seine volle Aufmerksamkeit galt: dem **Proletariat**/ Wir erinnern uns, wie er in New York und Berlin mit der Arbeiterklasse intensiv in **Berührung** kam; doch auch wie Kirchenkampf und Widerstand ihn daran hinderten, diesen Kontakt aufrechtzuerhalten und zu vertiefen, und wie hierbei Bonhoeffers Solidarität mit anderen Opfern (den Juden) gefordert war. Die **Bekennende Kirche?** „Soziologisch: keine Wirkung auf die breiten Massen; Sache der Klein- und Großbürger“/ **notierte Bonhoeffer** jetzt in seiner Zelle (August 1944). Die **Kirchenkämpfer** lebten in einer **ähnlich starken Isolation** wie der großbürgerliche Widerstand, zu dem wir Bonhoeffer danach rechnen konnten. Im Gefängnis wurde das **jäh und zwangsläufig aufgehoben**; Bonhoeffer lebte wieder in **Tuchföhlung** mit dem Proletariat – eben auch in der Uniform der Wehrmacht, ob vor oder hinter den Gittern. Die **Ettaler Klosterzelle**, in der er eine Zeit lang bei seiner „Ethik“ mit Oben und Unten umgegangen war, hatte sich jetzt in eine **Häftlingszelle** verwandelt, in der sich das **Oben in Augenhöhe mit dem Unten** vorfand und es keinen Raum mehr für **aufrecht-erhaltene Distanzen** gab. **Wie vermochte hier und jetzt ein Konservativer mit seinem Plädoyer für Qualität und Abstand zwischen den Menschen zu überleben?**

„Ihr merkt garnicht“, hält **Heinrich Christoph** vor, „daß **eure Sicherheit** imgrunde eine **grenzenlose Menschenverachtung** ist! (...) Es ist die Stimme der gemeinen Leute, die du so verachtest. Es ist gut, daß du sie einmal zu hören bekommst.“/ Christoph vernimmt in dieser Stimme einen unreinen Ton, eine Spur von **Mißtrauen** und will nicht darauf eingehen. Er will das Gespräch mit dem Fremden in eigener Hand behalten.

„Nicht um diese Stimme zu hören, die nicht deine ist, sondern um **von Mensch zu Mensch mit dir zu reden** bin ich zu dir gekommen.“/ Heinrich dagegen widerspricht dem aristokratischen Bürger und ist nicht bereit, von seinem „Wir“ abzulassen, um etwa das **proletarische sozial erweckte Mißtrauen** auf einen persönlichen und psychischen Gemütszustand zu reduzieren. Er lockt den Bürger (von Haus aus ein Meister in der Kunst der Konversation von Mensch zu Mensch) aus seinem Gehege, heraus aus seiner Geborgenheit. „**Von Mensch zu Mensch – das sagt ihr** (wohlge-merkt: Heinrich widerspricht einem „Wir“) immer, wenn ihr die **Stimme der Masse**, der gemeinen Leute, die in uns lebt, zum Schweigen bringen wollt; **diese Stimme ist euch lästig**; ihr wollt uns aus der Gemeinschaft, in der allein wir etwas sind, **heraussprengen**, und ihr **wißt genau**, daß ihr uns nicht mehr zu fürchten braucht, wenn ihr uns erst einmal als Einzelne vor euch habt. **Als Einzelne sind wir euch machtlos ausgeliefert**, - denn wir sind nicht Einzelne, wir sind **Masse** oder nichts. **Von Mensch zu Mensch? Laßt uns erst einmal Menschen werden**, dann wollen wir auch von Mensch zu Mensch mit euch reden.“

Die **Kluft zwischen den Klassen** erscheint so unüberwindbar, das Gespräch zwischen der freien, verantwortlichen Persönlichkeit und dem Menschen, der nie „Ich“ zu sagen gelernt hat, ist unmöglich, weil es von vornherein und in seiner Art ein Monolog des ersten gegenüber dem zweiten sein wird. Die Antwort, die Christoph gibt, geht im wesentlichen denn auch an Heinrich vorbei und vertieft eher die Kluft zwischen bei-

den. „Ich kenne die Welt, in der du aufgewachsen bist, kaum; unsereiner lernt sie im Grunde nie kennen. Aber auch du kennst meine Welt nicht. Ich stamme aus einem sogenannten guten Haus, das heißt aus einer alten angesehenen Bürgerfamilie, und ich gehöre nicht zu denen, die sich schämen, das auszusprechen. Im Gegenteil. Ich weiß, was für eine stille Kraft in einem guten Bürgerhaus lebt. Das kann keiner wissen, der nicht hineingewachsen ist. Ich kann es auch schwer erklären. Aber eines mußt du wissen: wir sind großgeworden in der Ehrfurcht vor dem Gewordenen und dem Gegebenen und damit in der Achtung vor jedem Menschen.“

Somit macht Christoph seinem Gesprächspartner deutlich, weshalb er „wir“ sagt, wenn er „ich“ meint. Er kann sich in der reichen Tradition der „Erfahrung des Menschlichen“ bergen, an der Heinrich keinen Anteil hat: der Selbstverständlichkeit des einfältigen, wahrhaften, unbefangenen Wortes; einem Standard von zwischenmenschlichem Respekt und Anstand, der das Geheimnis des anderen nicht antastet. „Wir haben gelernt zu unterscheiden – und wir werden uns das von niemandem verbieten lassen – zu unterscheiden zwischen Echtem und Unechtem, Wahrem und Verlogenem, Edlem und Gemeinem, Anständigem und Niederträchtigem, beharrt Christoph auf dem ihm eigenen entschiedenen Ton. „Unsere Selbstverständlichkeiten sind von vielen Generationen erprobt, sie sind hundert- und tausendmal am Leben bewährt.“ Heinrich kann nicht anders als dieses besondere Privileg des Bürgers bestätigen und den Wunsch äußern, selber auch daran teilhaben zu können. „... Boden unter den Füßen, um leben zu können. Das ist es, was ich das Fundament nenne. Spürst Du denn den Unterschied nicht? Ihr habt ein Fundament, ihr habt Boden unter den Füßen, ihr habt einen Platz in der Welt. (...) Für euch kommt es nur auf das eine an, die Füße auf dem Boden zu behalten. (...) Es gibt zwar auch bei euch Dummköpfe, die von selbst den Boden verlassen, auf dem sie gewachsen sind, aus Neugier oder aus Eitelkeit oder weil sie närrischerweise glauben, damit uns zu gewinnen - Spreu, die der Wind verweht. Auf den Boden unter den Füßen kommt es an, wenn man leben will – und diesen Boden haben wir nicht.“ Der Abstand zwischen Christoph und Heinrich, das „Ich“ und der „andere“, das von Haus aus Eigene und das völlig Fremde bleibt unüberbrückbar. Nachdem Christoph seinem Gesprächspartner, der ihm am Ende nicht mehr widerspricht, sondern ihm zustimmt („... ich glaube, du hast recht – ich verstehe“), auch selber noch einmal beipflichtet, bricht das Drama ab, um als Fragment unaufgelöst zu bleiben. Christoph, „sehr nachdenklich geworden“ muß sich eingestehen, daß der Graben, der ihn von Heinrich trennt und der ihm im Gespräch „von Mensch zu Mensch“ überbrückbar schien, doch unüberwindbar ist. Zwar ist ein gegenseitiges Verständnis erwachsen; doch es bleibt bei einem Verständnis für das Anderssein des Anderen.

Die Kommunikation zwischen Heinrich und Christoph ist offenbar fruchtlos verlaufen. Damit scheint auch das Drama als solches seine Dynamik eingebüßt zu haben. Indessen ist Bonhoeffer hier den Grenzen seiner selbst und seiner Bürgerlichkeit nahe gekommen, er ist bis an den Rand der Selbsterkenntnis geraten. Ist Überleben nicht bloß: sich auflehnen, sondern auch sich beugen und sich öffnen für das Neue, das Nicht-Eigene? Also nicht bloß Widerstand, sondern auch Ergebung?

Im Roman setzt Bonhoeffer die Auseinandersetzung mit sich selber fort. Oder ist sie hier mehr oder minder entschieden? Der sommerliche Sonntagmittag, an dem er seine Geschichte sich abspielen läßt, atmet die Atmosphäre von beherrschter und gefaßter Ruhe, die sich schroff abhebt von der erregten Spannung wie auf des Messers Schneide im Drama. Es scheint, als ob die Vergangenheit, die Bonhoeffer zu entglei-

ten drohte und die er so beharrlich festzuhalten suchte, ihm jetzt, seit dem Juli 1943, wo er den Wechsel vom Drama zum Roman vornimmt, in freundlicher Gegenwart erhalten bleibt. Mit Liebe malt er die Welt seiner Jugend aus, bis in Details dem Interieur seines Elternhauses vergleichbar. Eine idyllische Skizze von einem unbehelligten Familienleben, ordentlich und menschlich, solide wie die Möbel von bester Qualität und das gebohnerte Parkett, kunstsinnig wie das Klavierspiel und die Landschaften an der Wand, die Bonhoeffer dem Leser vor Augen stellt, aus eigener Erinnerung schöpfend.

Der Roman erzählt aus dieser Welt: „Man bewegte sich in ihr unwillkürlich frei und ohne Beklemmung. Man fühlte sich in die warme Atmosphäre eines starken Familienlebens hineingezogen ohne darin erdrückt zu werden. Man empfand einen unaufdringlichen Wohlstand und einen unbefangenen Sinn für Freude und Behaglichkeit.“¹³³ Es ist die gleiche Häuslichkeit, die Bonhoeffer im Mai 1943, in der Traupredigt, die er aus seiner Zelle an das Ehepaar Eberhard Bethge und Renate Schleicher richtet, umschrieben hat als „eine Burg im Sturm der Zeit, eine Zuflucht, ja ein Heiligtum“/¹³⁴ Das Haus bezeichnet er als „eine Gründung Gottes in der Welt, der Ort, an dem – was auch in der Welt vorgehen mag – Friede, Stille, Freude, Liebe, Reinheit, Zucht, Ehrfurcht, Gehorsam, Überlieferung und in dem allen – Glück wohnen soll“/¹³⁵ Hier werden bereits die ersten Töne des Lobliedes auf das Bürgerliche vernehmbar, das Bonhoeffer im Roman vollauf anstimmen wird. Er singt es um so eindringlicher, je mehr es bedroht ist.

Denn wenn auch jenes stabile, friedliche Milieu im Roman aus der Frontlinie gelöst ist, in der es sich noch im Drama befand, so ist es auch hier verwundbar und wird von außen unter Beschuß genommen. Die Störung der Sonntagsruhe durch junge Leute, die mit ihrem Grammophon ins Freie unterwegs sind, wirkt bezeichnend für eine Massenkultur, die Ablenkung und keine Stille, Zerstreuung und keine Konzentration, Entspannung und keine Selbstbeherrschung mehr sucht. Das Gehämmer qualmender Maschinen, die Betriebsamkeit der Büros und das Stimmengewirr der Großstadt bekunden die „Auflösung aller Lebensordnungen“/¹³⁶ die sich vor den Augen der Familie Brake (die im Mittelpunkt des Romans steht) vollzieht. Das kulturelle Selbstbewußtsein, in dem man in diesem Milieu heranwächst, wird im Wahrnehmen solcher Verantwortung in Sendungsbewußtsein umgesetzt: die „paar anständigen Leute“/¹³⁷ die es noch gibt, sind dazu berufen, eine Oberschicht zu bilden, die sich ihrer Verantwortung für die Zukunft bewußt ist.

Wiederum ist es ein Christoph, der diesen Ton anschlägt, und im Vergleich mit dem Drama und seinem Elite-Motiv hat sich anscheinend nichts geändert. Doch jetzt ist derselbe Christoph ein 19jähriger junger Mann geworden, der voller jugendlichem Sturm und Drang gegenüber seinem Freund Ulrich laut am Denken ist. „Wir brauchen wieder eine echte Oberschicht. (...) Ulrich Karstensen und der Christoph Brake müssen den Ton angeben. Darum kommen wir nicht herum und falsche Bescheidenheit ist hier garnicht am Platze.“¹³⁸ Unbedacht und in wiederholt abgebrochenen Gedankengängen läßt der 37jährige Bonhoeffer sein alter ego (das halb so alt ist) ein Plädoyer für die Elite halten, das in einigen Momenten fiebrige und krankhafte Züge aufweist.¹³⁹

¹⁴⁰ Der Major Harald von Bremer, der die badenden Brake-Kinder an dem bewußten Sonntagmittag aus den Fängen eines brüllenden und renommierenden Jagdaufsehers („Gelbstiefel“/¹⁴¹ genannt) gerettet hat und sich später als alter Schulfreund und

-rivale ihres Vaters offenbarte, erzählt einen Traum, den er als 13jähriger aufgrund ihrer beider Rivalität seinerzeit gehabt hat. In ihm spielt sich ein Kampf ab, in dem die ganze Schulklasse einbezogen war, mit dem Klassenersten als Einsatz. Das Verhältnis zwischen Elite (Brake und Bremer) und Masse (die übrige Klasse) ist in diesem Traum schier zu paranoiden Ausmaßen überzeichnet. „Ich erschrak furchtbar, denn in plötzlicher Verwandlung stürzte sich die ganze Schar in Gestalt von allerlei fliegendem Ungeziefer, Brummer, Schnaken, Stechfliegen über mich her und stach, biß und peinigete mich entsetzlich. Ich schlug um mich und rechts und links fiel das ganze Geschmeiß in Massen tot zu Boden.“¹⁴² Der Traum des 13jährigen Schülers, einem 19jährigen jungen Mann geschildert, ist als Warnung gedacht, um ihn in seiner heroischen Opfergesinnung, seiner exaltierten Heldenpose zu dämpfen. „Solange wir Kinder sind“, so der Major zur Moral seiner Geschichte, „mögen wir uns solchen Träumen von der Weltherrschaft unseres kleinen Ich hingeben. (...) Aber je eher wir lernen, daß wir damit gegen das Leben selbst sündigen, desto besser.“¹⁴³

In dem ruhigen, behelrenden Ton, den der pensionierte Major anschlägt, schafft sich Bonhoeffer schließlich den Abstand zu seinem eigenen, in die Enge getriebenen bürgerlichen Ich, das in Tegel die Einteilung in Oben und Unten, die er in der „Ethik“ entworfen hatte, nicht mehr durchhalten kann. Und nun ist es nicht mehr, wie im Drama, der Außenseiter Heinrich, sondern der „Insider“ von Bremer, Bürger unter Bürgern (der sich selber als „Erzphilister“ bezeichnet und im Blick auf das Wort „bürgerlich“ es „nicht gern mißbraucht sieht“).¹⁴⁴ Der aus der gleichen Sorge um das im besten Sinne Bürgerliche, wie sie Christoph beseelt, diesem vorhält, wenn er so krampfhaft damit umgehen wolle, werde es ihm letztlich verloren gehen. „Einem anderen Menschen, nur weil er anders ist, bildlich oder in Wirklichkeit, den Schädel einzuschlagen, das hat mit Charakter sehr wenig zu tun. Wahrhaftig, es gehört ein sehr viel größerer Charakter dazu, sich mit dem anderen zu verstehen und zu vertragen ohne sich selbst aufzugeben.“¹⁴⁵ Das Miteinanderauskommen ohne sich gegenseitig den Schädel einzuschlagen, ist die eigentliche Aufgabe des Lebens.“¹⁴⁶

Der Major stellt so Christophs „Oben“ den Nächsten seiner selbst entgegen, und er drückt damit eine entscheidende Veränderung im Denken des Häftlings aus. Christoph wird von nun an – wenn auch behutsam – auf eine andere Spur gelenkt („das ist ja wieder einfach fürchterlich, was du sagst“¹⁴⁷ hält ihm sein Bruder Franz vor), so daß ein Raum entsteht für eine entspannte, offene Haltung gegenüber dem künftigen Verlauf der Geschichte. Die scharfen Linien des Entwurfs für das Nachkriegs-Europa in der „Ethik“ scheinen zu verschwimmen in Christophs Reaktion, womit er Renate „sein“ Deutschland erklären will. „Christoph spürte, wie ihm alle seine Gedanken und Pläne schon im Entstehen zerrannen. Er hatte das bisher noch nie erlebt. Plötzlich sagte er und war dabei über sich selbst erstaunt: ‚Ich glaube, Renate, das kommt alles ganz von selbst.‘ Dieses Wort war für beide wie eine Befreiung.“¹⁴⁸

Das Romanfragment endet am Sonntagabend unter Glockengeläut. Aber es ist kein entspanntes Idyll. Es gab zuletzt den Gang der Frauen zum Grab des ältesten Sohnes, während zur gleichen Zeit der Major den jungen Männern dessen Tagebuch übergab und dieses zu lesen anempfahl. „Er ist für eine gerechte Sache gestorben, - als ein Opfer mißbrauchter Gewalt.“ Es sollte wohl ein Vermächtnis sein.¹⁴⁹

Am 8. Juli 1944 bekannte Bonhoeffer Bethge gegenüber, daß er diesen Versuch aufgegeben hatte. Indessen hatte dieser die Früchte reifen lassen, die er im weiteren Verlauf seiner Gefangenschaft ernten wird. Bonhoeffer hat zu überleben gelernt; er

sagt weiterhin „Ich“, anfänglich gegen und trotz, schließlich aber im Wahrnehmen des anderen in seinem Anderssein.

In den Briefen von Ende 1943/ Anfang 1944 begegnen wir denn auch einem anderen Bonhoeffer: dem Mann, der nunmehr tastend an einer Theologie der mündigen Welt und eines religionslosen Menschen arbeiten wird. Dabei geht es auch um eine Erneuerung des Bürgertums, jedoch in einer anderen Form, als wie er sie sich anfänglich vorgestellt hatte, beim Entwurf seines Romans. Doch gewiß einer Form mit mehr Zukunft. „Ich sehe dieselben Dinge ganz anders“/ schreibt Bonhoeffer am 22. April 1944 an Bethge – eine Woche vor dem berühmten Brief vom 30. April, in dem er erstmals den religionslosen Menschen zur Sprache bringen wird. „Heute kann ich die Menschen, ihre Not und ihre Hilfsbedürftigkeit ruhiger ansehen und ihnen darin besser dienen“/ erklärt hier derselbe Mann sich näher, der eine Woche später die Menschen „einfach, wie sie nun einmal sind“, beschreiben wird. Sein Blick ist somit frei für den Menschen, der nicht mehr in das Bild vom Christlichen Abendland paßt, weil das „religiöse a priori“, das dem zu Grunde lag, für ihn nicht mehr gegeben ist. Damit nimmt Bonhoeffer in gewissem Sinne Abschied von der „Ethik“. Während dort die Kirche mit dem Mandat der Verkündigung des Wortes Gottes noch die ganze Welt unter den Anspruch des göttlichen Gebots zu stellen hatte und damit einer der Pfeiler war, auf dem die bürgerlich-christliche Ordnung ruhte, überfallen ihn hier Zweifel und Unsicherheit. Er stellt nur noch Fragen und vermag sich nicht mehr antwortend festzulegen. „Was mich unablässig bewegt, ist die Frage, was das Christentum oder auch wer Christus heute für uns eigentlich ist. Die Zeit, in der man das den Menschen durch Worte – seien es theologische oder fromme Worte – sagen könnte, ist vorüber; ebenso die Zeit der Innerlichkeit und des Gewissens, und d.h. eben die Zeit der Religion überhaupt“/ schreibt er in dem bewußten Brief vom 30. April 1944. Innerlichkeit, das Wort, Gewissen – das waren die großen Worte für den Bürger gewesen. Seine Zeit ist offenbar abgelaufen, und er wird wie der Bürger Bonhoeffer im Gefängnis auf die Suche nach einer neuen Identität gehen müssen, ohne dabei (wie der Major im Roman mit Nachdruck hinzufügte) sich selber aufzugeben, sein altes Ich zu verleugnen.

Das Dokument, in dem er diese Schwelle in seinem Selbstverständnis überschritten hat, ist der „Taufbrief“, den er im Mai 1944 für den kleinen Dietrich Wilhelm Rüdiger Bethge schreibt/ Er ist bezeichnend für den indessen 38jährigen Bonhoeffer, aber im Ton eines Großvaters gehalten, der sich seinem Enkel zuwendet. In dem abgeklärten Stil von einem, der das Ende nahe fühlt und die ihm noch vergönnte knappe Zeit nutzen will, um die Weisheit der vorangegangenen Generation der kommenden weiterzugeben.

Gegenüber dem Täufling gebraucht Bonhoeffer aufs neue die Mehrzahl, wenn er von sich spricht; noch immer sieht er sich eingebettet in das „Wir“ seiner Tradition, die er gegenüber dem neugeborenen Bübchen in ihrem Wert würdigen will. „So gibt uns Deine Geburt besonderen Anlaß, über den Wechsel der Zeiten nachzudenken und den Versuch zu unternehmen, die Umriss des Zukünftigen zu erkennen.“/ Hierzu beginnt Bonhoeffer mit einer kurzen Skizze des Milieus, in das der kleine Bethge mit seiner Geburt aufgenommen ist. Von Vaters Seite die Schlichtheit und Gesundheit eines Dorfpfarrhauses in der Provinz (Eberhard Bethges Vater war Pfarrer); von Muters Seite das Bürgerhaus der Bonhoeffer (mit dem die einen Steinwurf weit entfernte Familie Schleicher nahezu einen Haushalt bildete). „Die im Elternhaus Deiner Mutter verkörperte städtische Kultur alter bürgerlicher Tradition, die in ihren Trägern das

stolze Bewußtsein der Berufung zu hoher allgemeiner Verantwortung, zu geistiger Höchstleistung und Führerschaft und die tiefverwurzelte Verpflichtung, Hüter eines großen geschichtlichen Erbes und geistiger Überlieferung zu sein, geschaffen hat, wird Dir, noch bevor Du es begreifst, eine Art zu denken und zu handeln geben, die Du nie mehr verlieren kannst, ohne Dir untreu zu werden.“ Bonhoeffer richtet an den Täufling den Wunsch, daß dieser später dankbar und bewußt die Kraft, die im Geist dieses Hauses verborgen liegt, in sich aufnehmen werde.

154
Doch gleich darauf folgend nimmt er ihm die Illusion einer selbstverständlichen Kontinuität. „Bis Du groß bist, wird das alte Dorfpfarrhaus ebenso wie das alte Bürgerhaus eine versunkene Welt sein.“ **Deshalb war das Bürgerliche im Roman auch solche Idylle, weil es nun als vergangen verklärt ist, als „Welt von gestern“ (Stefan Zweig), zu der eine Rückkehr nicht mehr möglich ist. Bonhoeffer macht sich den Bruch in der Kultur bewußt.** Wie anders erlebte seine eigene Generation das 20. Jahrhundert als die vorangegangene das 19., für die selbstverständlich war, daß man sein Leben gestaltet, aufbaut, daß man Pläne entwickelt, seinem Leben ein Ziel setzt. „Es ist aber unsere Erfahrung geworden, daß wir nicht einmal für den kommenden Tag zu planen vermögen, daß das Aufgebaute über Nacht zerstört wird und unser Leben im Unterschied zu dem unserer Eltern gestaltlos oder doch fragmentarisch geworden ist. (...) **Wir werden unser Leben mehr zu tragen als zu gestalten haben, wir werden mehr hoffen als planen, mehr ausharren als voranschreiten.**“

155

Im Zusammenbruch der 40er Jahre nimmt Bonhoeffer die zürnende Hand Gottes wahr, unter die er sich bewußt beugen will. **Er erkennt vorbehaltlos das Versagen des deutschen Bürgers.** „Wir haben zu stark in Gedanken gelebt. (...) Erst zu spät haben wir gelernt, daß nicht der Gedanke, sondern die Verantwortungsbereitschaft der Ursprung der Tat sei.“ **Der deutsche Bürger hat sich nicht oder zu spät gegen den Lauf der Dinge zur Wehr gesetzt und – so folgert Bonhoeffer – war so naiv zu erwarten, daß Gewissenhaftigkeit und Recht die tragenden Kräfte in der Geschichte bilden.** So zieht denn Bonhoeffer dem von der Geschichte in die Wüste geschickten Bürger auch noch das Büberhemd an. **Der Bürger ist passé – und das ist seine eigene Schuld.**

156

Aber besagt dies nun auch zugleich das Ende der Bürgerlichkeit, dem Bonhoeffer in Drama und Roman ein Loblied komponiert hatte, des Bürgertums, „wie wir es in unseren Familien kennen“? **der Bürgerlichkeit im besten Sinne? Sicher, Bonhoeffer läßt jetzt gelassen und ruhig die Geschichte ihren Lauf nehmen, ohne sich dem krampfhaft zu widersetzen.** Doch noch immer hält er an einer Erneuerung des Bürgertums fest. Das alte Bürgerhaus wird eine versunkene Welt sein, haben wir ihn zum Täufling sagen gehört. Doch nur „bis Du groß bist“. Denn, so erklärt er seinem Neffen weiter, **„der alte Geist wird sich nach den Zeiten seiner Verkennung und seiner tatsächlichen Schwäche und nach einer Zeit der Zurückgezogenheit und inneren Neubesinnung, der Bewährung und Gesundung, neue Formen schaffen. (...) Es gibt menschliche Grundwahrheiten, zu denen das Leben früher oder später immer wieder zurückkehrt.** Darum dürfen wir keine Eile haben, wir müssen warten können.“ **Das Bürgerliche ist nicht tot, es kommt wieder, nur weiß keiner wann und wie.** Deutlich ist, daß es verändert sein wird, verschlankt und gesundet, doch zugleich und gerade so **das Beste des Bürgerlichen bewahrend.** Darum soll der kleine Bethge auch dankbar sein für sein Elternhaus und darauf achtgeben, daß er hier inmitten der allgemeinen Verarmung des geistigen Lebens einen Schatz geistiger Werte, eine Quelle geistiger Anregungen und eine schlichte, stille Frömmigkeit zu finden vermag; er wird aus die-

157

ser Quelle jederzeit schöpfen können, wenn er seiner Verpflichtung nachkommt, über die Qualität des Lebens zu wachen.

Aufs neue und noch immer sehen wir uns demzufolge in Bonhoeffer einem bürgerlichen Aristokraten gegenübergestellt, der auch hier für eine moralische und kulturelle Elite eintritt; so „könnte das heute durch alle sozialen Schichten hindurchgehende Qualitätsgefühl für die menschlichen Werte der Gerechtigkeit, der Leistung und der Tapferkeit eine neue Auslese von solchen schaffen, denen auch das Recht auf starke Führung zugebilligt wird“. Doch die Art und Weise, in der er diese Aristokratie gesellschaftliche Gestalt annehmen sieht, ist eine Abkehr von der Position, die Christoph im Drama und im Roman eingenommen hatte. „Auf unsere Privilegien werden wir gelassen und in der Erkenntnis einer geschichtlichen Gerechtigkeit verzichten können. Es mögen Ereignisse und Verhältnisse eintreten, die über unsere Wünsche und Rechte hinweggehen. Dann werden wir uns nicht in verbittertem und unfruchtbarem Stolz, sondern in bewußter Beugung unter ein göttliches Gericht und in weitherziger und selbstloser Teilnahme am Ganzen und an den Leiden unserer Mitmenschen als lebensstark erweisen.“ **Das echte „Oben“ erweist sich jetzt für Bonhoeffer im „Unten“.** Die Elite herrscht nicht mehr über die Menge, sondern taucht in ihr unter, wie der Sauerteig im Brot, wie ein Saatkorn in der Erde, und so – und nur so – wird sie überleben, in der Kultur wirksam sein und bürgerliche Frucht tragen.

Schier selbstverständlich reden wir in biblischen Bildern (Mt 13,33 und Joh 12,24). Denn der Theologe Bonhoeffer kommt in dieser letzten Periode seiner Haft wieder zum Zuge, und wie. Die Zukunft des Menschen (der Begriff „Bürger“ ist mittlerweile in diesem allgemeinen, niemanden ausschließenden Humanum aufgegangen. Bonhoeffer benutzt ihn nicht mehr) deutet er nun anhand der christlichen Lehre von der Selbstentäußerung des Gottessohnes, „der Knechtsgestalt annahm, gleich wie ein anderer Mensch wurde“ (Phil 2,7). **Die Art, in der Jesus Mensch ist, als „der Mensch für andere“** wird das Thema seiner letzten Briefe. Die völlige Selbstentäußerung Christi in seiner Solidarität mit denen, die am Rande stehen, tritt an die Stelle des angestrebten Anspruchs auf ein „Oben“ in voriger Zeit.

Eine vollständige Theologie vermag Bonhoeffer nicht mehr zu entwerfen; er hat uns zurückgelassen mit einigen zögerlichen und tastenden Gedanken über die Konsequenzen dieser menschlichen Grundhaltung für den Fortgang der Kultur und für den Ort der Kirche in ihr. Die alten großen Worte der christlichen Verkündigung, so der Schluß des Taufbriefes, sind für Bonhoeffer selbst ebenso unbegreiflich geworden wie für den Täufling und für den, der sie wohl am Taufstein verlesen hat. **„Aber auch wir selbst sind wieder ganz auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen.“** Eine neue Sprache, die mit Vollmacht das Wort Gottes auszusprechen vermag, wird erst gefunden werden müssen, und bis dahin (bis der Täufling groß geworden ist?) sollen die Christen betend und im Tun des Gerechten still und unauffällig in der anonymen Menge untertauchen.

Bonhoeffer gelingt nicht mehr als eine grobe Skizze einer denkbaren Entwicklung für Kirche und Kultur nach dem Kriege. Doch wir erkennen hierin die treffsichere Hand des aristokratischen Bürgers, der in die künftige Welt das Beste seiner Tradition einbringt. Diese Welt wird mündig sein; der Mensch, der sie bewohnt, wird religionslos sein – das sind die beiden Haken, an denen die Skizze aufgehängt ist. Sind dies objektive Wahrnehmungen der tatsächlichen Situation, oder unterwirft Bonhoeffer die Kultur seinen normativen Einschätzungen? Beides ist der Fall (und das erschwert die

Rezeption seiner Analysen, fügen wir nebenbei hinzu). Er zeichnet den Entwicklungsgang der europäischen Kultur, der den westlichen Menschen zu der Erkenntnis gebracht hat, daß er ohne die Arbeitshypothese, den Lückenbüßer „Gott“ mit sich selber und seiner Welt zurechtkommt, er stellt die rücksichtslose, unvornehme Reaktion christlicher Apologetik an den Pranger, die an diesem selbstbewußten, für sich selbst einstehenden Menschen noch schwache, fragwürdige Stellen entdeckt, wo sie ihn immer noch religiös vergewaltigen könnte; er stellt dem entgegen, daß der Christ mit Gott nicht an den Grenzen seines Lebens, sondern in ihrer Mitte rechnen, daß er sich nicht in seiner Schwäche verstecken, sondern sich auf seine Kraft stützen sollte.) Man sieht: ein Sohn des Bürgertums rehabilitiert hier, nunmehr im allgemeinen Rahmen einer theologischen Betrachtung, die stärksten Seiten seiner Tradition, die sich vielleicht in einem Wort zusammenfassen lassen: Mündigkeit. Er hat die Fixierung auf gesellschaftlichen Abstand und Schichtung hinter sich gelassen. Er braucht seine Identität nicht mehr ängstlich zu sichern; sie ist ihm gegeben, er hat sie erneut wiedergewonnen. So sehen wir Bonhoeffer im Aufbruch, am Bürger vorbei – ohne diesen dabei preisgegeben zu haben.

163

ANMERKUNGEN

- 1 Zu dieser Bezeichnung s. H.Mommsen, Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstands, in: W. Schmitthenner/ H.Buchheim (Hg.), Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier historisch-kritische Studien, 1966, 76 f;80 f; dagegen H.E. Tödt, Konservatismus. Dietrich Bonhoeffers Umgang mit den Konservativen seiner Zeit und seines Lebenskreises, in: E.Feil/ I.Tödt (Hg.), Dietrich Bonhoeffer und der pommersche Adel. Sonderausgabe des Bonhoeffer-Rundbriefs. Mitteilungen der Int. Bonhoeffer-Gesellschaft, Sektion Bundesrepublik Deutschland, Okt. 2001,3-12.
- 2 Im Brief an E. Bethge vom 15.12.43 (DBW 8, 237).
- 3 DBW 8, 216
- 4 AaO. 240
- 5 AaO. 169
- 6 AaO. 56
- 7 AaO. 64
- 8 AaO. 292
- 9 AaO. 303
- 10 Veröffentlicht in: D.Bonhoeffer, Fragmente aus Tegel (FT,DBW 7): Drama, 21-71;Roman, 73-191.
- 11 DBW 8, 466 f
- 12 AaO. 117
- 13 Ebda.
- 14 AaO. 189
- 15 AaO. 135
- 16 FT 60, 62
- 17 Es gibt hierzu eine verblüffende Parallele in der Zeit vor 1933, als nationalrevolutionäre Gruppen wie der „Tat-Kreis“ um Hans Zehrer mit dem gleichen Vokabular gegen die Weimarer demokratische und parlamentarische Verfassung polemisierten. Beidemale taucht also dieses Motiv auf, jeweils aus einer Position, in der man den Umsturz des bestehenden Systems und dessen Ablösung durch eine neue Ordnung erhofft. Vgl. hierzu K. Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik,1962, 257 u.ö.

18 FT 30

19 AaO. 32 f

20 Ebda.

21 FT 45

22 Ebda.

23 Hierzu gehört die Erinnerung, wie Bonhoeffer in seiner Dissertation „Sactorum Communio“ von 1927 mit Verve seiner Kirche eine offene Einstellung gegenüber dem Proletariat anempfohlen hat: „ Es ist m.E. nicht zu verkennen, daß Zukunft und Hoffnung unserer ‚bürgerlichen‘ Kirche in einer Blutauffrischung liegt, und daß dies nur möglich ist, wenn es der Kirche gelingt, das Proletariat zu gewinnen. Übersieht sie das, so hat sie einen Augenblick schwerster Entscheidung mißachtet. Es ist auch nicht schwer zu erkennen, daß die Kirchlichkeit der heutigen Bourgeoisie fadenscheinig und daß ihre Lebenskraft in der Kirche am Ende ist; und es scheint mir auf der anderen Seite, als ob trotz äußeren Widerscheins, ja Widerspruchs des Proletariats selbst, keine Macht der Gegenwart der christlichen Verkündigung offener wäre als eben das Proletariat“ (DBW 1, 291).

24 DBW 8, 558

25 FT 64

26 Ebda.

27 AaO. 64 f

28 AaO. 65 f

29 AaO. 67

30 AaO. 68

31 AaO. 69 f

32 AaO. 71

33 AaO. 93 f

34 DBW 8, 77

35 Ebda.

36 FT 74

37 AaO. 107

38 AaO. 107 f

- 39 Bonhoeffer schrieb im Juni 1943: „Der Gefangen neigt wohl überhaupt dazu, den Mangel an Wärme und Gemüt, den er in seiner Umgebung empfindet, bei sich selbst durch eine Übersteigerung des Gefühlsmäßigen zu ersetzen“ (DBW 8, 106).
- 40 Zu jener Zeit erhielt sich noch diese Anrede vor allem gegenüber Gutsbesitzern dem Dienstgrad entsprechend, mit dem sie ihre aktive Dienstzeit abgeschlossen hatten.
- 41 Hier hat Bonhoeffer auf eine reale Figur in seinen Jugenderinnerungen zurückgegriffen; andererseits spielten bei dieser Szene offenbar gegenwärtige Wahrnehmungen hinein: „Ganz wild kann ich werden, wenn ich hier erlebe, daß völlig wehrlose Leute ungerecht angebrüllt und beschimpft werden. Diese kleinen Quälgeister der Menschen, die sich dabei austoben können und die es eben überall gibt, können mich noch stundenlang in Aufregung versetzen“ (DBW 8, 218).
- 42 AaO. 157
- 43 AaO. 168
- 44 AaO. 183
- 45 AaO. 168
- 46 AaO. 182
- 47 AaO. 136
- 48 FT 191. Dazu in einer Fußnote auf S. 126: „Hinter den Andeutungen mag die im Bonhoefferschen Geschwisterkreis lebendige Erinnerung an den Suicid des neunzehnjährigen Veters Wolf Kalckreuth während seines Militärdienstes in Canstatt am 9. Oktober 1906 stehen.“
- 49 DBW 8, 398
- 50 Ebda.
- 51 AaO. 402 f
- 52 AaO. 428-436
- 53 AaO. 428
- 54 AaO. 429
- 55 Ebda.
- 56 AaO. 432

57 AaO. 433

58 AaO. 430

59 AaO. 434

60 Ebda.

61 AaO. 559

62 AaO. 435

63 AaO. 407